

*Fühlen Sie sich wie zu Hause,  
aber vergessen Sie dabei nicht,  
dass Sie zu Gast sind*

ANNA SCHAPIRO

**Fühlen Sie sich wie zu Hause,  
aber vergessen Sie dabei nicht,  
dass Sie zu Gast sind**



Matthes & Seitz Berlin

Für alle, die nicht mehr da sind, alle, die da sind,  
und die, die noch kommen werden

The way we deal with losses, large and small  
shapes our capacity to be present to all our experiences.

*Rachel Naomi Remen*

In den etwas über siebzig Jahren ist im Laboratorium  
des Marxismus-Leninismus ein neuer Menschentyp  
entstanden: der *Homo sovieticus*. Die einen betrachten  
ihn als tragische Gestalt, die anderen nennen ihn  
»Sowok«. Ich glaube, ich kenne diesen Menschen,  
er ist mir vertraut, ich habe viele Jahre Seite  
an Seite mit ihm gelebt. Er ist ich.

*Swetlana Alexijewitsch*

In dieser Erzählung sind die Orte und sprechenden  
Figuren nicht erfunden. Die Figuren haben  
gelebt oder leben an Orten und Flecken der Erde,  
eingezeichnet in Landkarten. Einige Figuren  
musste ich hinzufügen, denn manchmal muss man  
erfinderisch sein, um bei der Wahrheit zu bleiben.  
Alle Figuren habe ich geliebt und liebe sie weiter,  
die erfundenen und die wahrhaftigen.

*nach Natalia Ginzburg*

## Die Grenze

Als wir das Land verlassen, sagt ein Freund meiner Eltern am Flughafen zu ihnen:

»Eine Grenze wird durch eure Familie gehen. Eine Grenze, die zwischen euch und euren Kindern verlaufen wird. Die Grenze wird die Sprache sein und die Kultur.«

»In welcher Sprache träumst du?«, fragt mich Mama, Jahre später. Ich will sie nicht enttäuschen und sage schnell, ohne darüber nachzudenken: »Russisch, ich träume auf Russisch.« In der Hoffnung, das Thema würde gleich vergessen sein, dabei habe ich noch nie darauf geachtet oder darüber nachgedacht.

»Russisch«, sage ich noch einmal mit Nachdruck.

»Seht her«, ruft Mama, dreht sich zu den anderen Menschen im Raum, wir sind zu Hause, es gibt ein Fest, wahrscheinlich einen Geburtstag.

»Sie träumt auf Russisch!«, und zeigt dabei auf mich.

Alle schauen mich an.

Auch Mama dreht sich wieder zu mir: »Und wie träumst du? In Farbe oder Schwarz-Weiß?«

Ich bin wieder überfragt. Sie steht halb zu mir gedreht und halb zu den anderen Menschen im Raum, wenn nicht sogar nur zu einem Viertel in meine Richtung. Und ich hoffe, sie vergisst gleich ihre Frage oder jemand lenkt sie ab.

In der Regel bin ich vom Inhalt der Träume überwältigt, die Farbigkeit und die Sprache sind so natürlich in den Träumen, dass ich noch nie bewusst über sie nachgedacht

habe, geschweige denn, dass ich mich an sie erinnern kann. Und noch während ich über die Frage nachdenke, fährt Mama fort: Sie träume in der Regel schwarz-weiß, nur diesen einen Traum, der sich immer wiederholen würde, den träume sie in Farbe.

Nur ein Traum ist wiederkehrend bei mir. Ein Fiebertraum, in dem ich aus einer Ecke in einen Raum schaue. Die Ecke, in der sich wohl meine Augen befinden, muss tief liegen, denn der Raum darüber ist hoch, spitz zulaufend über mir.

Und er liegt schwer über mir, er drückt und beängstigt mich im wiederkehrenden Fieber, wobei sich in diesem Raum nichts, absolut nichts befindet außer seinen Wänden, welche die vor mir verlaufende Ecke bilden.

Später versuche ich zu rekonstruieren, wo diese Ecke gewesen sein könnte. Ich lege mich hin und gehe in Gedanken dorthin, wo ich im Fiebertraum nicht sein möchte, in diese Ecke, und schaue sie mir an. Dabei wird mir klar, das kann nur der Blick aus meinem Kinderbett heraus sein. Hinter dem Kleiderschrank, der das Zimmer meiner Eltern in zwei Räume teilte: meinen und ihren. Mein Bett zwischen Fenster und Schrank und ihr Bett zwischen Schrank und Tür. Mein erster Wohnort. Die Farbe des Traums ist eine Art Beige. Dabei ist Beige wirklich keine Farbe, mit der ich viel zu tun habe.

Jemandem in die Seele zu steigen, das kann man im Deutschen nicht sagen, im Russischen jedoch ohne jede Schwierigkeit.

Die Frage meiner Mutter lasse ich unbeantwortet.

## Der Stoff, aus dem Geschichte entsteht

In den letzten zehn Jahren habe ich Sweety begraben, habe ich Isja begraben, habe ich Papa begraben, habe ich Fani begraben.

Habe ich mich mit euch begraben?

Habe ich Teile von mir zu euch gelegt, die nun überall unter Erden liegen, an verschiedenen Orten, nicht zur Ruhe kommen, weil sie leben?

Ich bin hinter den Punkt gelangt, vor dem ich am meisten Angst hatte: euch zu verlieren. Die Welt, die ich inhaliert habe, ohne zu wissen, was dieses Wort bedeutet. Ohne die Tätigkeit des Atmens zu verstehen. Vielleicht ist das Einatmen ein Formen von innen. Etwas in sich einfallen zu lassen, ohne zu wissen, wie Sauerstoff durch die Lungen in jede Zelle getragen wird. Unwissentlich habe ich euch, eure Luft, euren Umraum in mich aufgesogen und trage ihn in mir, trage ihn mit mir, ohne zu wissen, wohin er mich trägt.

Ihr lebt nicht mehr. Ich atme. Ich laufe. Ich trage.

Was lenkt ein Leben, einen Lebensweg?

Eine Frau fragt mich nach Zufälligkeit in meiner Arbeit. An Zufälligkeit zu glauben, meine Liebe, kann ich mir nicht erlauben, denke ich. Sage anstelle dessen: »Was ist ein Zufall, erklären Sie es mir?«

Ich habe die letzten Jahre gepflegt und meine pflegenden Eltern gestützt. Ich habe mir Erzählungen wie stützende Kleider übergeworfen, die nun von mir fallen.

Mit jedem Jahr fällt mir ein Kleid ab.

Welches soll ich nun tragen?

Welches würde mich tragen?

Ich habe bei jedem meiner Schritte die Kilometer zu euch gezählt und die Stunden, die es bedeuten würde, zu euch zu reisen, von jedem meiner Standpunkte aus.

Im Notfall.

Ich, wir, wir können den Notfall besser als das normale Leben. Das normale Leben, das Nicht-Notfallleben, scheint das Leben anderer Leute zu sein.

Dabei wiederholte ich mir meine Erzählung: So ist es. So muss es sein.

Sei dankbar, dass du es machen kannst.

Ich habe mich auf meine Erzählung gestützt, bis mir die Beine einknicken. Erst eins, dann das andere. Bis ich plötzlich aufwache – zwei Jahre später und eine Frage da steht, morgens, in meinem Zimmer, zwischen Bett und Fenster, zu diesen Füßen, die sich unter dem Laken abzeichnen, die meine sind.

Ich liege im Halbschlaf in der Wärme, die mein Körper hergestellt hat, die ihn umhüllt. Alle deine Körperteile, die du glaubtest, begraben zu haben, sind hier.

Die Frage sagt: »An was glaubst du? Auf wessen Erzählung baust du deine auf?«

Was sind das für Erzählungen, auf die wir unsere Leben aufbauen?

Haben dich die abfallenden Kleider gestützt? Oder vor dir selbst geschützt?

Hast du sie angezogen, um nicht nackt zu sein, obwohl du es die ganze Zeit warst?

Nichts schützt dich vor dem Tod, nichts schützt dich vor der Gewalt, auch nicht im Nachhinein, außer deiner eigenen Erzählung, und auch sie bekommt Risse.

Mama schützt sich vor der Gewalt durch ihre Erzählung, sie ist so stark, dass ich sie übernehme. Wenn ich eure Luft atme, dann schlucke ich Mamas Erzählung. Ihre nehme ich mit der Nahrung durch meinen Mund auf, dann weiter durch den Magen. Anders als Lungenflügel schmerzen Mägen schneller. Mein Mund wird Mamasmund.

Die Lippen, die die Ränder unserer Münder bilden, bestreichen wir mit Lippenstift, ich so wie meine Mutter, und meine Mutter wie ihre Mutter. Immer liegen einige Lippenstifte vor unseren Spiegeln und bei Fani, der Mutter meiner Mutter, daneben ein Streichholz, mit dem sie auch die letzten Stückchen der Pomade rausholen kann. Auch das macht sie elegant.

Die Erzählung meiner Mutter ist, dass sie nicht die Wohnungen Deutscher putzt.

Sie betreibt eine investigative Recherche. Sie schaut sich die Deutschen in ihrem Habitat an: Die Deutschen haben mehrere Bäder auf verschiedenen Stockwerken und essen ihr kaltes Brot am Abend, der sehr früh für sie beginnt.

Wir teilen uns ein Bad mit vier Familien. Wir müssen dafür nicht das Stockwerk wechseln.

»Nur vier Familien, Anja«, sagt Mama, »stell dir einmal vor, es wären zehn und dann noch auf einem anderen Stockwerk, und das nachts, und dann geht der Lichtschalter nicht einmal.« Mama verzieht ihr Gesicht. »Und du weißt nicht, wer noch auf dem Flur ist, und das als Frau.« Mama schaut mich an, als wäre ich eine Deutsche geworden, der

nie etwas genügt. »Das, Anj', das ewige Unzufriedensein, egal was man hat, ist ihre Krankheit.« Sie schaut mich an, als sei ich schon voll damit, mit etwas Wut und noch mehr Sorge. Es ist schließlich nicht einfach, die Kinder vor dieser Kultur zu schützen.

Ich erinnere mich an die mehrstöckigen Häuser, die ich heute Einfamilienhäuser nennen würde. Massen an Spielsachen in den Kellern, in den Garagen, auf den Dachböden, so viel, dass es manchmal unheimlich war, dort zu sein. Wir wurden bald nach unserer Ankunft eingeladen, es gab ein besonderes Interesse an uns. Es gibt sogar einen Zeitungsartikel, der davon zeugt. An unseren Nachbarn im Heim scheint die Öffentlichkeit weniger interessiert. Sie sind keine Juden, sie sind Russlanddeutsche und Polen.

Warum kann man die Welt nur von sich aus sehen?

Während ich doch deutlich sehe, dass die Augen des Anderen etwas anderes sehen müssen.

## Denkmal

Ich sitze im Zug. Es ist 1999. Ich bin zehn Jahre alt. An Tagen, an denen ich mich stark und in mir sicher genug fühle, führe ich Folgendes durch:

Ich setzte mich im Zug einer alten Person gegenüber. Der ältesten Person, die ich im Zug finde und vor der ich mich nicht fürchte. Ideal dafür ist eine Vierer-Sitzgruppe. Die deutschen Alten widern mich an: ihre alte weiche Haut und ihre übergepflegte beige Bekleidung.

Meine Kleidung ist die Kleidung, die uns Leute schenken. Sie ist ausgewaschen und sie trägt die Flecken dieses Tages oder des davor.

Meine Haare sind für deutsche Verhältnisse nicht zu bändigen, und das ist mir völlig egal. Ich will nicht, dass Mama sie kämmt, Locken im trockenen Zustand zu kämmen, sollte verboten sein. Und ich bin mit anderen Problemen beschäftigt.

Ich setze mich vor die alte, in meiner Wahrnehmung steinalte Person hin und durchbohre sie mit meinem Blick.

Dabei denke ich und sage es stumm in mir:

Ich weiß, dass du alles weißt, ich weiß, dass du alles gesehen hast.

Ich weiß, dass du weißt, dass ich es weiß.

Denn du wirst nicht vergessen haben, wie jüdische Kinder aussehen.

Keiner hält das lange aus, auch ich nicht. Mein Gegenüber bewegt sich nervös auf seinem Sitz oder schaut

zum Fenster. Wenn ich mit ihm durch bin, setze ich mich um.

Ich kann mich nicht vor ihren Augen entspannen, nachdem ich fertig bin.

Beim Schreiben denke ich, sie müssen alle tot sein, die alten deutschen Rentner aus dem Regionalzug, den ich über Jahre täglich zur Schule nahm.

Meine Worte habe ich in mir gesprochen, wissend, dass die von mir gewählte Stummheit zum Gegenüber durchdringen wird.

Die Erwachsenen denken, ich lebe in meiner Welt. Meine Welt entspricht nicht euren Geschichten, euren Erzählungen. Aus meiner Welt frage ich in eure: »Warum sind wir hierhergekommen?«, und bekomme verschiedene Antworten. Die ich alle höre und verstehe, und nichts an ihnen verstehen kann.

Nachts stehe ich mich aus dem Bett, aus dem Zimmer, das ich mit meiner großen Schwester teile. Ich krieche ins Wohn-und-Esszimmer, öffne die Tür ganz leise, nur einen Spalt. Ich liege auf den kalten Kacheln des Flurs, die ich langsam mit meinem Körper erwärme, und schaue mit euch die Claude-Lanzmann-Filme, *Das Piano*, *Hitlerjunge Salomon*. In meiner Vorstellung verschwimmen alle Filme und ihre Charaktere zu einer Geschichte. Der abgehackte Finger der Pianistin, die Brutalität dieses Mannes, der nicht will, dass sie spielt, alles rückt mit den Leichenbergen zusammen. Alles ist sepia, schwarz-weiß oder grünlich. Alles sehe ich nur in Ausschnitten, denn ich bin auf der Hut.

Wenn ihr euch auf dem Sofa bewegt, muss ich schnell unbemerkt in Saschas und mein Zimmer kriechen, lautlos in meinem Bett verschwinden und so tun, als würde ich schlafen. Ich erfahre von der Shoa durch den deutschen Fernseher. Der deutsche Fernseher ist abends und nachts voll damit. Um niemanden bemerken zu lassen, dass ich nachts mit euch fernsehe, kann ich tagsüber nur vage Fragen zu dem stellen, was ihr geschaut habt, Fragen, die mich und meine nächtliche Aktivität nicht verraten würden.

Ich erfahre von der Shoa, weil ihr sagt, »wir sind hierhergekommen, da die Deutschen etwas Furchtbares gemacht haben mit den Juden, was sie jetzt bereuen«. Aber wenn jemand etwas Furchtbares mit jemandem macht – geht man doch nicht dorthin? Dieses nicht lösbare Dilemma überlasst ihr mir, der Sechsjährigen.

Dabei verstehe ich heute die praktische Dimension, die Mütter mehrerer Kinder zu stopfen und ihnen eine Bildung zu ermöglichen. All die Dinge, die das nach sich zieht, was wir eine Familie nennen, und das, was Verpflichtung bedeutet. Die Dimension, diese verpflichtende Familie aus einem völlig kranken und zerfallenden Land herauszuholen, übersteigt alles. Ich will die Denkmäler für Mütter und Väter sehen, die ihre Kinder raustragen aus Systemen, die zerfallen und die sie als Minderheiten zerstören wollen. Die Mütter und Väter, die sich selbst aufgeben, damit es ihre Kinder besser haben.

Einmal habe ich eine sehr lange Diskussion mit Mama. Sie versteht meine Wut nicht, sagt, das sei normal: Eine Generation gibt sich auf, sie geht unter in der Migration, das sei ein Gesetz. Wir streiten mindestens

zweieinhalb Stunden, ich gebe nicht auf. Dieses Gesetz ist von Menschen gemacht, die dich hier als Jüdin zählen wollen, aber dir keine Chance geben, in deinem Beruf zu arbeiten. Dein Diplom ist ihnen egal. Die dich immer kontrollieren wollen und ihre Überlegenheit niemals aufgeben werden. Und die üben sie an dir aus, indem du nur einen bestimmten Spielraum bekommst. Wirklich entfalten kannst du dich dabei nicht, du darfst es nur in ihrem Rahmen, auch wenn allein deine Existenz diesen schon längst gesprengt hat. Ich kann mir diese Geschichte anders vorstellen. So, dass keine Generation dabei untergehen muss.

Wenn ich am Bahnhof aus dem Zug steige, demselben Bahnhof, an dem wir hier ankamen, und mich die Straße nach Hause quäle, nach der Schule in der Sommerhitze, vielleicht bin ich immer noch zehn oder schon zwölf Jahre alt, sehe ich einen Freund unserer Familie, Naum Aaronowitsch, ein älterer jüdischer Herr, aus der Ukraine, er ist Ingenieur, und im Geheimen ein begnadeter Musiker.

Unser kleiner Ort ist voll mit jüdischen Senioren, die verschiedene Supermärkte nach diversen Angeboten ablaufen, die Erledigungen oder Besorgungen nachgehen, denn es ist nicht für alle einfach, *einfach so* einen Spaziergang machen zu können. Immer treffe ich einen von ihnen auf der Straße, immer fragen sie mich nach meinen Eltern und wie es mir geht. Sie sind mein kleiner erweiterter Kosmos.

Naum Aaronowitsch treffe ich vor seinem Sozialbau, der sich direkt hinter dem Bahnhof befindet. Auch das ist kein Zufall, die Sozialbauten sind immer am Rand, die Fenster

zu den Gleisen, die Güterzüge wecken die Bewohnerinnen ab drei Uhr morgens. Er schraubt an einem Fahrrad, das in jedem Stückchen aus gefundenen Teilen besteht, die er sucht, auseinandernimmt, wenn nötig repariert, dann ölt, so lange weiter sucht, bis alle Teile passen – was überhaupt nicht einfach ist, da Fahrräder wirklich aus unterschiedlichsten Größen aller einzelnen Teile bestehen –, und ich laufe an ihm vorbei und er grüßt mich: »Anetschka«, ob ich ein Fahrrad bräuchte, wie es den Eltern ginge, ob ich aus der Schule käme, »nun gut, geh weiter, ruh dich aus, du bist sicherlich erschöpft«.

Dann atme ich wieder diese Welt, eure Welt. Der ich ein Denkmal baue, eins, das ich in die Luft baue, weil ich keinem Boden traue. Auch wenn ich die Materialien einer Bildhauerin beherrsche: Zement und Gips mischen und auch ein Stahlgerüst für das Innen schweißen kann. Ich modelliere keine Form und nehme keine Negativ-Form ab, die ich in Blei gieße. Ich hasse diese Schwere, das Gewicht. Abformungen, die ich an den Wänden eurer Wohnungen hätte vornehmen können – ich traue keiner von ihnen. All diese massiven Denkmäler, sie erzählen von sich, von der Zeit, in der sie gebaut worden sind, sprechen die Ideologien ihrer Epochen.

Ich baue mein Denkmal aus Wörtern, die aus euren Mündern fallen.

Sie fallen mal zufällig, mal frage ich euch. Wenn ich euch frage, schließt ihr eure Münder. Wenn ihr mich füttern wollt, dann öffnet auch ihr eure Münder, und dann fällt wieder etwas aus ihnen raus.

Ich atme und esse.

Borschtsch, Schtschi, Kislye Schtschi.

Die immer aus den gleichen Zutaten bestehen:

Zwiebeln, Kohl, Karotten, Kartoffeln, Rote Bete.

Kohl, fermentiert.

Kohl, nicht fermentiert.

Rote Bete, ausgelassen.

Rote Bete, eingelegt.

Variationen immer gleicher Inhalte in verschiedenen Zuständen.

Ist mein ganzes Sein durch die Farben eurer Suppen gefärbt?

Magenta-Orange.

Ich nehme eure Worte und eure Luft und übersetze sie. Aus dem Material, das eure Leben geworden sind, dem, was ihr mir darüber erzählen wollt. Eure Erzählungen sind eure Gerüste – es durchzustehen, dieses Ding, das wir Leben nennen.

Und irgendwann denke ich, dieses Ding, das ich nur als Gewicht kenne, es könnte auch leichter sein. Wie konnte ich in den Irrglauben verfallen, der Liebe mit Last verwechselt?

## Umraum

Wer bin ich?

Die, die ihre Blusen mit der Hand wäscht.

Die, die die Böden auf den Knien wischt.

Die, die sich Ninis Nachthemd überwirft.

Dabei trage ich es stolz: Dieser Polyester umhüllt seit über fünfzig Jahren die Körper der Frauen meiner Familie, dieses Nachthemd emigrierte und zog allein mit mir über zwanzig Mal um.

Sascha wäscht alles mit ihrer neuen Maschine, auch all ihre Blusen. Was dabei kaputtgeht, das wirft sie weg. Ich behalte auch das Kaputte. Wie Naum Aaronowitsch, der die Fahrradteile sammelte, denke auch ich: Vielleicht wird das Kaputte ein perfekt passendes Teil werden, an einer Stelle, die ich noch nicht kenne, an der etwas fehlen wird.

Etwas wird mit Sicherheit fehlen.

Saschas neue Waschmaschine hat sogar eine Klappe in der Tür, in die man etwas, das man beim Anmachen der Maschine vergessen hat, reinwerfen kann, wenn diese bereits läuft.

Ich beneide Sascha um diese Klappe, ich finde immer etwas, nachdem ich die Maschine angemacht habe. Fast augenblicklich, nachdem ich mich vergewissert habe, dass alles in der Maschine liegt, und ich den Startknopf gedrückt habe, entdecke ich etwas, dieses eine Teil.

Ich frage Sascha, ob sie manchmal etwas vergisst, als ich diese geniale Klappe zum ersten Mal sehe.

Wir schauen uns an. Wir bekommen einen Lachkrampf.

Natürlich vergisst Sascha nichts.

Oder zumindest ist es ihr nicht einmal passiert, in den letzten drei Jahren.

Sascha zuckt mit ihren Schultern. Macht ein Sascha-Gesicht dabei.

Ihr Gesicht sagt: So bin ich.

Wenn man Kinder beobachtet, beobachtet man Wunder. Ihre Gabe, alles so zu nehmen, wie es ist, und damit zu spielen. Es nicht anders kennen: die Luft, die Gewalt, das Spiel, die Suppe.

Atmen, so wie es sie umgibt.

Ich frage mich nach meinem Kern und nach meiner Gewordenheit. Ich frage mich nach dem Innen und nach dem Außen. Ich frage mich nach dem Umraum und seinen Bedingungen, ich frage mich das, seitdem ich etwa fünf Jahre alt bin. Vielleicht, weil alle um mich einen Umraum sprechen, der mich physisch nicht umgibt.

Fani, die Mutter meiner Mutter, spricht Moskau. Sie spricht vom Sovremennik, ihrer Liebe zum Theater, zu allen Schauspielerinnen. Die Stunden in der Warteschlange.

Isja, der Vater meiner Mutter, spricht das Judentum. Er spricht davon ohne Unterbrechung und hält dabei kein einziges Fest. Er blättert in der *Jüdischen Enzyklopädie*, er zählt die Nobelpreise auf. Wenn wir uns verlieben, interessiert ihn an erster Stelle die Nationalität der Person, frei nach dem fünften Punkt im sowjetischen Pass, der aus dem

Judentum eine Nationalität machte. An zweiter Stelle der Bildungsgrad der Eltern. Auf keinen Fall absteigen von dem, was so hart erkämpft wurde. Er sagt es nicht offen, dabei schwebt es über allem, drückt auf mich, die Sechsjährige.

Sweety, die Mutter meines Vaters, hasst das Judentum, sie spricht von der Wissenschaft. Von ihren Freunden, wer was macht, und sie spricht immer diesen Satz: *Kak zhizn' u kawo slozhilas.*

Was wörtlich übersetzt so viel bedeutet wie: Wie sich das Leben bei wem zusammengelegt hat.

Dieser Satz stößt mich, wenn sie ihn sagt.

Er klingt, als würden die Personen, über die sie spricht, nichts selbst entscheiden. Wenn sie diesen Satz wiederholt, dann warnt sie Sascha und mich gleichzeitig, dass wir aufpassen sollen, wie sich unsere Leben legen. Das klingt nach dem Deckel eines Sarges, der über mir zuschlägt, nach einer Situation, aus der wir nie wieder rauskämen: zu frühe Schwangerschaft oder späte Schwangerschaft, keine Schwangerschaft. Ein guter Beruf oder kein Beruf, ein Beruf, den du willst, aber keine Begabung für ihn hast, du verzweifelst an ihm. Ein guter Mann oder kein guter Mann, ein begabter Mann, der gewalttätig ist, kein Mann.

Alles daran ekelt mich an. Dieser Satz ist eine riesige Drohung.

Sweety hat ein Interesse daran, Sascha und mir ihren Reichtum an Beobachtung und Lebenserfahrung mitzuteilen. Was wir erleben und denken, interessiert sie nicht.

Irgendwann entscheide ich mich, immer das Gegenteil von dem zu machen, was ihr von mir wollt. Denn ich erlebe euch unglücklich. Ihr zählt die Dokortitel auf und wer

was in seiner Forschung macht. Aus wem was wurde in der Migration. Welche Ehe gelungen war und welche nicht. Dabei zerbrechen eure eigenen vor unseren Augen, Sascha und ich sind eure Zuschauerinnen und spielen gleichzeitig mit, in diesem Stück, das aus Migration und Scheidung besteht. Ihr sagt, wir müssen gut sein in der Schule. Dabei ist jedes Gut nicht gut genug. Ihr sagt, welche Berufe zu wählen sind und welche nicht. Ich beobachte die Freiheiten meiner Mitschülerinnen. Sie scheinen auf anderen Planeten zu leben als wir, auch wenn wir den Klassenraum teilen.

Ich frage mich nach der Gewordenheit, der meinen und gleichzeitig der der anderen. Irgendwann fange ich an, euch zu befragen. Und ihr antwortet: »Am Abend, Anetschka, am Abend machen wir das«, und dann sagt ihr, am Abend: »Morgen machen wir das.« Und so vergeht ein Jahr und noch eins. Bis ihr sagt: »Weißt du, ich bin müde.« Und weil ihr mir nicht antwortet, befrage ich eure Freunde. Nach dem Umraum, in dem ihr lebt, von dem ihr sprecht, in dem auch ich lebe, da ich mit euch lebe.

Und so begeben sich mich auf einen Weg, bei dem ich nicht genau weiß, wonach ich suche. Die anderen Perspektiven? Raus aus der Zentralperspektive eurer Erzählung?

Und überhaupt, wo soll ich anfangen?

In meinem Kinderzimmer in Moskau? In der Ecke, hinter dem Schrank?

Im Heim in Deutschland?

Ich bin geleitet von der Vorstellung, dass ich physisch an die Orte gehen muss. Also gehe ich nach Moskau und klinge an unserer Tür. Ich werde durch die Sprechanlage

von der Bewohnerin abgewiesen. Ich lande bei der Nachbarin von gegenüber. Ich klopfe auch an unsere Tür im Heim. Ich werde reingelassen, wieder im Nachbarzimmer, ohne gemeinsame Sprache sitzen wir da, schauen uns an. Ich klopfe weiter an Türen und reise an Orte, an die wir nicht gezogen sind, vergleiche mich mit meinen Cousins, frage mich, wer ich geworden wäre in ihren Umräumen. Ich suche eure Freunde auf. Ich lasse sie sprechen, ich nehme sie auf.

Ich übersetze die Gespräche in die Sprache, die meine wurde.

Ich baue euch ein Denkmal, das sich zusammensetzt aus den Geschichten eurer Freunde. Wo leben wir, wenn nicht in den Menschen, die wir lieben?

Ich winde mich seit mehr als zehn Jahren, ich will eure Geschichte aus meinem kleinen Raum in einen größeren tragen. Ich entscheide mich für das Schreiben in der Sprache, die ich zu diesem Zeitpunkt am besten beherrsche, die deutsche Sprache. Einer Sprache, von der ich denke, sie hätte nicht meine Sprache werden sollen. An einem Ort sitzend, von dem ich mich frage, wie die Geschichtsschreiberin am Ende meiner Geschichte, wenn auch ich nicht mehr bin, auf diesen zurückschauen wird. Was wird sie sagen? Vielleicht sagt sie: »Dieses Land, in dem du gerade sitzt, dieses Land war ein Durchgang. Ein Ausgang. Zu einem besseren Pass.«

Wenn der Auszug aus Moskau der aus Ägypten war, dann ist das hier die Wüste. Dann ist die Sozialhilfe das Manna, genau so viel, dass du satt wirst. Nichts, das du zurücklegen kannst.

Dreißig Jahre habe ich schon in dieser Wüste gelebt. Fehlen mir immer noch zehn? Werde ich die Wüste verlassen können? Oder ist alles doch ganz anders?

Wie wurden die Toten in der Wüste begraben?

Niemand von euch wollte in dieser, der deutschen Erde, liegen. Ich ging davon aus, das sei ein Gesetz, so logisch erschien es mir: Wir werden diesen Boden nicht markieren, hier keine Spur hinterlassen. Und dennoch kommt alles anders. Ihr sterbt.

Diese Sprache wird meine Sprache und diese Sprache bildet einen Raum.

Ich übersetzte eure Geschichten in diese Sprache, die meine wurde, auch wenn eure Geschichten keinen Platz in diesem Raum haben.

Eure Geschichten sprengen diesen Raum. Eure Geschichten sind für einen weiteren Raum bestimmt, als der enge Raum dieser Sprache für sie bereithält.

Ich atme, ich esse, ich laufe, ich falle.

Ich bereite mich vor, zu fallen, und ich weiß, ich werde vom Wasser getragen sein.

Ich falle in die Annahme, die dieser Suche zugrunde liegt:

ALLES ist bereits da.

ALLES wird anders sein, als ich angenommen habe.

Der Abdruck des Mottos von Swetlana Alexijewitsch erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Suhrkamp-Verlags: Swetlana Alexijewitsch, *Seconhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus* © Swetlana Alexijewitsch © Suhrkamp Verlag GmbH Berlin, 2013. Die russische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Vremja second-hand. Konec krasnogo čeloveka* bei Vremja in Moskau.

Erste Auflage 2026

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin

Layout und Satz: Tom Mrazauskas, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany.

ISBN 978-3-7518-1082-1

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)